

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 121 (1995)
Heft: 17

Artikel: Aus dem Leben eines Weltenbummlers. Teil 5, Deutsch, deutsch, deutsch
Autor: Hamburger, Martin / Felix [Puntari, Sreko]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-602713>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Deutsch, deutsch, deutsch

VON MARTIN HAMBURGER

Es war eine friedliche Zeit. Aldo Moro lebte noch, und eine Tasse Kaffee kostete genau 100 Lire. Ich verbrachte stille Tage in Paestum, wo sich dorische Säulen in den Himmel erheben und die letzten spärlichen Überbleibsel einer einstigen Akropolis ein bisschen Ewigkeitsgefühl verbreiten. Es war eine friedliche Zeit und ein heißer Sommer. Teglang sass ich träumend am Strand, schlief unter Sternenhimmel und ernährte mich von Tomaten und Mozzarella. Dann zog ich weiter nach Salerno und von da nach Pompei. Ehrfurcht befiehl mich in Anbetracht dieser verschütteten Stadt, was wohl den meisten so erging, die durch die öden Straßen und Häuserruinen spazierten, vorbei an Gipsabgüssen versteinter Menschen, die in Stellungen des Entsetzens, Flüchtens und sich Schützens begriffen waren, von Lavamassen und giftigem Rauch überrascht. Da und dort standen Souvenirhändler hinter ihrem Stand. Sie boten Postkarten und Pompei-T-Shirts, Pompei-Schlüsselanhänger, Pompei-Badetücher, Pompei-Blumenvasen und ähnliches an. Auch Pompei-Museumsführer gab's, mit farbigen Abbildungen sämtlicher Mosaiken und Wandmalereien, mit Skizzen vom Vesuvaustrich und Zeichnungen über die frühere Bezeichnung der Thermen.

Kaum hatte ich begonnen, in einem der broschierten Büchlein zu blättern, raunte mir der Verkäufer ins Ohr, dass er da noch etwas Besonderes hätte, wobei er einen Griff unter den Ladentisch tat und mir ein Büchlein präsentierte, auf dessen Umschlag ein kopulierendes Paar abgebildet war. Der Verkäufer zwinkerte mir zu. Er war klein und rundlich, hatte eine kurze, spitze Nase und schmale Lippen und mochte um

die vierzig Jahre alt gewesen sein; seine schwarzen, krausen Haare wuchsen ihm nur noch am Hinterkopf. «Das verbotene Pompei», bemerkte er gewichtig, etwas, das er nicht jedem zeige, eigentlich nur mir, da ich so gebildet aussähe. – Im Schatten des Sonnenschirms, der bei seinem Stand aufgespannt war, sah ich mir den Band eingehend an. Er enthielt vermutlich alles, was man an Darstellungen von normalen und weniger normalen Geschlechtsakten in Pompei gefunden hatte. Anscheinend waren die Wände voll davon gewesen. Das Buch war in gleicher Aufmachung wie die anderen, etwa gleich dick, kostete aber das Dreifache. Obwohl es zu den Bildern nicht viel zu kommentieren gab, war die Ausgabe fünfsprachig. Ich lehnte ab, und unversehens kostete es 500 Lire weniger. Ich schüttelte den Kopf. Oh, Signore, machte der Verkäufer und verwarf seine wurstigen Hände, ein solches Angebot könnte ich doch nicht ablehnen. – Er ging noch zweimal herunter mit dem Preis und machte mir ein Multipack-Angebot: den regulären Pompei-Führer und den verbotenen zum Vollpreis des verbotenen und dazu einen Aschenbecher umsonst. Schliesslich nahm ich den verbotenen zum äussersten Spezialpreis, den er mir machen konnte. Denn das Abbild eines Cunnilingus aus dem Jahre 100 vor Christi hatte es mir angetan.

Auch in Neapel war das Leben geruhig, um nicht zu sagen friedlich, wenn man von dem permanenten Gehupe auf den Hauptstrassen absah und von den fünf- oder sechsjährigen Kindern, die einen scharenweise verfolgten und einem so lange an den Beinen hingen, bis man ihnen die erlebten Skizzen gegeben hatte.

Langsam, überaus langsam setzte sich die Reise fort, immer nach Nor-

den. Ich weilte in Terracina (ein reizendes Städtchen!), machte ab und zu einen Absteher ins Landesinnere und gelangte wieder an die Küste. Zu Fuss, per Autostopp, per Bahn. In Latina liess ich in einer Trattoria das «Verbotene Pompei» liegen und hoffte, als ich's im fahrenden Zug bemerkte, dass es dem Finder oder der Finderin Erbauung bringen möge. In Rom wurde ich krank – eine Magengeschichte, jedoch eine der schrecklichen Art –, weshalb ich nach altem Weltenbummlerbrauch diesen Ort so bald als möglich wieder verliess.

Es ging dem Herbst zu, als ich in Genua ankam. Am ersten Tag, der bedeckt, aber ohne Regen war, schlenderte ich durch die Altstadt.



war es für mich einfach ein Gegenstand, der mich blendete. Ich war immer darum herumgekommen, mit einer Schusswaffe umgehen zu müssen und hatte davon keine Ahnung.

«Du kaufen», sagte der Bursche mit der Schachtel. Ich hatte das Gefühl, als hätte ich vorhin den Blick auf ein Heiligtum geworfen, als gehörte ich auf einmal einem Heimburg an und als sei das, was gerade geschah, ein Ritual. Und ein Ritual darf man nicht einfach abbrechen. – «Wieviel?» fragte ich. Vom Geld, das er dafür verlangte, hätte ich einen Monat leben können, aber ich erklärte mich einverstanden. Da ich mich in Waffengeschäften nicht auskannte, fand ich es unschicklich, zu feilschen. Zudem ging mir durch den Kopf, dass mich die beiden in dieser Situation problemlos hätten ausrauben können statt mir etwas zu verkaufen. Ich wollte also keine Schwierigkeiten machen und gab dem einen das Geld. Der zählte es nach, und ich bekam die Schachtel. «Auf Wiedersehen», sagten sie tonlos und ohne eine Miene zu verzieren und schritten

gemächlich davon, während ich zuerst die Schachtel in meiner Reisesacche verstaut und dann zur Strasse zurückkehrte.

Ich war überzeugt, dass ich das Richtige getan hatte. Es war an der Zeit, dass ich lernte, mich zu verteidigen, zumindest die dazu nötigen Handgriffe kennenzulernen. Bisher hatte ich mich immer geschämt, dass ich dies nicht konnte. Um so mehr hielt ich es für eine Fügung, unter diesen Umständen zu einer so grossen und schönen Pistole gelangt zu sein. Zwar wusste ich nicht, ob sie überhaupt funktionierte, ob sie geladen war oder nicht, doch war ich zuversichtlich.

Ich nahm mir vor, nicht alleine damit herumzuproben, sondern zu warten, bis ich in Mailand wäre, wo ein Freund von mir wohnte, der mir schon Arbeit verschafft hatte und mir in dieser Angelegenheit bestimmt helfen würde. Ich war guter Dinge. Wahrscheinlich war ich auffallend glücklich. Möglicherweise schwang

ich meine Reisesacche wie ein Fahnenwirbler über dem Kopf; vielleicht hüpfte ich auch, oder ich tat das Gegenteil von alledem, was ebenso in die Augen springen musste – ich kann mich nicht mehr erinnern. Auf jeden Fall geschah, was mir seit Jahren nicht mehr und in Italien noch nie passiert war: Ich kam in eine Polizeikontrolle. Es war in einem Park mitten unter Leuten. Die Carabinieri wollten meinen Pass sehen und dann meine Tasche. Ich öffnete sie, und einer schickte sich an, darin zu wühlen. Die Schuhsschachtel und deren Inhalt waren unübersehbar. – Was das sei, fragten sie mich, und ich antwortete, ich wüsste es nicht. Erstens weil «Non so» einer der wenigen italienischen Sätze ist, die ich mühselig aussprechen kann; zweitens weil ich der Meinung bin, dass man gegenüber der Polizei mit Antworten sehr zurückhaltend sein soll.

Sie nahmen die Pistole mit, sie nahmen auch mich mit. Die folgen-

de Zeit verbrachte ich im Knast. Zuerst hatte es nur nach einer Überprüfung auf dem Kommissariat ausgesehen, doch dann behielten sie mich einfach und liessen mich im unklaren. Dachten sie vielleicht, ich sei ein Terrorist? Ein Sympathisant der Roten Brigaden? Nach einer Woche teilten sie mir mit, dass meine Pistole dazu benutzt werden sei, einen Raubüberfall zu verüben. Nach und nach und überaus umständlich erfuhren ich, was sich genau abgespielt haben musste. – Am Abend des 19. Juli, kurz vor acht, betrat ein maskierter Mann ein Sportgeschäft in Savona und forderte unter Waffendrohung Geld. Der Ladeninhaber wollte sich wehren, indem er einen Gegenstand nach dem Mann warf, und wurde von diesem niedergeschossen. Darauf liess sich der Räuber von einer Angestellten den Inhalt der Kasse aushändigen und konnte unerkannt fliehen.

Selbstverständlich hatte ich meine erste Aussage über die Herkunft der Waffe korrigiert und von den Jungs erzählt, die mich mit

Scheck Puntaric

Gingen die meiner Aussage wirklich nach? War es vielleicht tatsächlich der 19. Juli gewesen? Ich werde es nie erfahren. □